

Was kann weltgeschichtliche Betrachtung für die Ortsbestimmung der Gegenwart leisten? *

I

Zu Beginn sollen einige Beispiele aus dem 19. Jahrhundert die mit diesem Thema verbundenen Probleme sichtbar machen. Die stolzeste und sicherste weltgeschichtliche Feststellung, die Leopold von Ranke niemals formuliert hat, steht am Schluß seines 1879 erschienenen Buches über „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“. Der sonst konservative, aus politischen und historisch-kritischen Gründen vorsichtige Historiker erklärt dort, das „Leben des menschlichen Geschlechtes“ existiere heutzutage in Europa, genauer: „in den Völkern romanischen und germanischen Stammes und denen, die sich ihnen angeschlossen, assimiliert haben“. Andere Nationen und Völkersysteme, von anderen Prinzipien belebt, gebe es „so gut wie nicht mehr“. Noch vor kurzem hätten Tataren und Osmanen den Okzident bedroht – „wie weit sind wir jetzt über diese Gefahr hinweg!“ Jetzt ist Europa die Weltmacht, die nach Amerika, Afrika, Asien vordringt und der sich kaum China noch verschließt. Zwar läßt sie die Türkei bisher bestehen, übt aber doch eine „unwiderstehliche Einwirkung darauf aus“. Ranke sieht diese Einwirkung nicht in äußerer Kraft, sondern in geistiger Überwältigung. Es ist der „Genius des Okzidents“, der in das osmanische Reich vordringt und sich in allen seinen Teilen „seine Organe“ erschafft; die orientalischen Machthaber selber werden zu „Werkzeugen“ dieser „Tendenz der Welt“. Und so

schließt Ranke: „Der Geist des mohamedanischen Staates ist an sich selber irre geworden; seine Farbe verbleicht, die Geister des Okzidents überwältigen ihn. Was auch geschehen möge, so dürfen wir wohl mit Sicherheit aussprechen, daß dies große Ereignis nicht wieder rückgängig werden kann.“¹

Das las man 1879, im Zeichen des europäischen Imperialismus, ein Jahr nach der Berliner Konferenz über die Neuordnung des ehemals türkischen Balkans, fünf Jahre vor der Berliner Konferenz über die Aufteilung Afrikas, zweifellos mit großer allgemeineuropäischer Zustimmung. Diese weltgeschichtliche Wahrnehmung, die uns heute als allzu europazentrisch erscheint, erschien damals als voll zutreffend, wenn man die Idee der christlichen Weltmission und die Geschichte der europäischen Expansion seit Ende des 15. Jahrhunderts mit den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte kombinierte. Rankes Aussage war eigentlich schon eine Bestätigung ihrer Richtigkeit: Er wiederholte nämlich fast wörtlich nur, was er schon 1834 in einem Aufsatz über Bosnien formuliert hatte.² Seine Wahrnehmung hatte die Probezeit von 45 Jahren bestanden.

Um 1834 war seine Wahrnehmung des weltgeschichtlichen Trends weniger selbstverständlich gewesen. Das zeigen zwei andersartige damalige Ortsbestimmungen seitens französischer Historiker. Tocqueville veröffentlichte 1835 im ersten Teil seines Buches über die Demokratie in Amerika seine berühmte Prognose, nach der es nur noch zwei wachsende, sich ausbreitende große Völker auf der Welt gebe,

* Vortrag im Collegium Gissenum am 26. Juni 1984

die Nordamerikaner und die Russen, während alle anderen ihre natürlichen Grenzen ungefähr erreicht hätten; diese beiden schienen nach einem geheimen Plan der Vorsehung berufen, daß jeder von ihnen „eines Tages die Geschicke der halben Welt in seiner Hand“ halte.³ Berühmt ist die Prognose, weil sie sich langfristig bewahrheitet zu haben scheint. So kurzfristig, wie sie gemeint war, erwies sie sich nicht als richtig. Tocqueville hatte nicht damit gerechnet, daß sich der Machtanstieg Amerikas und Rußlands noch einmal verzögern würde, wie es schon seit dem Krimkrieg und dem Sezessionskrieg (seit den 50er und 60er Jahren) geschah, und vor allem hatte er nicht mit dem Imperialismus Englands und anderer europäischer Staaten gerechnet. Für die Zeit des Vormärz ist aber diese weniger optimistische Haltung hinsichtlich der Zukunft Europas oder jedenfalls des europäischen Kontinents nicht untypisch. Tocquevilles Prognose steht hier durchaus nicht allein. Es wäre falsch, von einem immer gleichbleibenden oder sich ununterbrochen steigernden europäischen Überlegenheitsbewußtsein gegenüber der übrigen Welt auszugehen.

In etwas anderer Weise zeigt sich das bei Adolphe Thiers, dem bedeutenden französischen liberalen Politiker und Historiker der Französischen Revolution und der napoleonischen Zeit. 1845, als er den Wiederbeginn des englisch-französischen Krieges im Jahre 1803 beschrieb, stellte er fest: „Heutigen Tages, wo die europäischen Nationen weit mehr fabrizierend als handeltreibend geworden; wo sie es dahin gebracht haben, was sie sonst jenseits der Meere holten, nachzumachen, ja zu übertreffen; wo endlich die Hauptkolonien vom Mutterland freigelassen und in die Reihe der selbständigen Staaten eingetreten sind (d. h. die nord- und südamerikanischen): hat die Gestalt der Welt sich der-

maßen verändert, daß sie kaum wiederzuerkennen ist.“ Durch die, wie er sagt, „ungeheure industrielle und kommerzielle Revolution“ habe das „großartige Schauspiel des Strebens nach Kolonien dem Schauspiel des Strebens nach Fabriken Platz gemacht“.⁴ In Napoleons Kontinentalperre sah Thiers den Weg zu diesem Fabrikssystem.

Wie man sieht, hat Thiers die umwälzende Bedeutung der industriellen Revolution richtig erkannt, die bei Ranke und Tocqueville keine Rolle spielt, aber er verknüpft sie (deutlich aus nationaler Voreingenommenheit) mehr mit Napoleon als mit England, und er deutet sie als das Ende des europäischen Kolonialzeitalters (übrigens auch aus nationaler Voreingenommenheit, in Unterschätzung des Britischen Empire). Spätestens zwei bis drei Jahrzehnte später erwies sich das als grobe Fehleinschätzung. Sie kann aber immer noch davor warnen, das Bewußtsein von der europäischen Expansion für etwas durchweg Vorhandenes zu halten.

Ranke schien richtiger gedeutet zu haben, er konnte 1879 wiederholen, was er 1834 gesagt hatte; – wobei wir jetzt erkennen, daß und warum er seine Betrachtung über den Genius des Okzidents nicht direkt auf den europäischen Kolonialismus in Amerika, Afrika und Asien bezog, sondern auf die Türkei, ihre europäischen Besitzungen und ihre Unterdrückung christlicher Untertanen. Stellen wir ihm aber auch für die 70er Jahre noch eine andere weltgeschichtliche Wahrnehmung gegenüber!

Ranke als deutscher Historiker, der im Alter die Reichseinigung 1871 erlebt hatte, konnte sich so sehr in Einklang mit der geschichtlichen Entwicklung fühlen, daß er erklärte, andernfalls sei „die regelmäßige Fortentwicklung der Weltgeschichte unmöglich“ gewesen, und er würde nicht daran gedacht haben, eine Weltgeschichte zu verfassen.⁵ Ein französischer Histori-

ker wie Michelet, Patriot und Bewunderer der Französischen Revolution, hatte es zum gleichen Zeitpunkt sehr viel schwerer. Er schrieb 1871 in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“: „Eine der schwerwiegendsten und am wenigsten beachteten Tatsachen heute ist, daß das Tempo der Zeit sich völlig verändert hat. Es hat sich in erstaunlicher Weise beschleunigt. In einem einfachen Menschenleben... von 72 Jahren habe ich zwei große Revolutionen gesehen, die früher vielleicht einen Abstand von 2000 Jahren zwischen sich gelegt hätten.“ Er meinte die Französische Revolution und die Industrielle. Er erinnerte an die Militärherrschaft Napoleons, die die Aufmerksamkeit davon abgelenkt habe, daß gleichzeitig eine noch größere und weiterreichende Veränderung stattfand: die Errichtung „des größten Reiches, welches die Sonne jemals gesehen habe, das britische Weltreich.“ Er erinnerte dann an die Millionen Toten, die die napoleonischen Kriege und die Kolonialtyrannie gekostet haben; daneben an die ungeheuren schöpferischen Kräfte in dieser Zeit der Technik und Industrie; daneben an die Entwicklung der Massen, die Angst vor ihnen und dem Sozialismus, die immer wieder zur Gegenwehr durch militärische Gewalt führe. „Dieses furchtbare Jahrhundert, das sein maschinelles Genie auf den Krieg anwendet, hat gestern den Sieg Preußens herbeigeführt“, d. h. den Triumph des Militarismus. In diesen drei Worten Sozialismus, Militarismus und Industrialismus meint Michelet überhaupt diese höchst materielle Geschichte seines Jahrhunderts zusammenfassen zu können, – „drei Dinge, die sich gegenseitig erzeugen und zerstören“.⁶

Andere, weniger verzweifelte Historiker der damaligen Zeit pflegten eher mit den Schlagworten Nationalismus, Liberalismus, bürgerliche Herrschaft ihre Zeit zu charakterisieren. Aber für Michelet war

im Laufe seines Lebens viel erhoffter weltgeschichtlicher Sinn zerstört worden. Heute ist uns die Bedeutung der Industrialisierung und der sozialen Frage im 19. Jahrhundert, des beginnenden Massenzeitalters, wie es Michelet betont, geläufig; – den Militarismus vergessen wir leicht, da es nach 1815 in Europa nur wenige und kurze Kriege gab, und das 20. Jahrhundert demgegenüber weit Schlimmeres zu bieten hat.

II

Was kann weltgeschichtliche Betrachtung für die Ortsbestimmung der Gegenwart leisten? Wir haben einige frühere weltgeschichtliche Betrachtungen angeführt, ideologisch oder geschichtsphilosophisch nicht besonders enge oder voraussetzungsvolle, die etwas für die Ortsbestimmung ihrer damaligen Gegenwart leisten wollten: mit unterschiedlichem Ergebnis und teils in ermunternder Richtung, teils voller Befürchtungen. Kritische und pessimistische Ansichten gibt es schon lange vor dem Ersten Weltkrieg, dem Zeitpunkt, in dem dann für so viele die „Weltgeschichte“ ihren „Sinn verlor“. Solche früheren Betrachtungen sind für uns „überholt“, interessanter- und hoffnunggebenderweise aber nur zum Teil; sie sind in ihren Irrtümern und Fehleinschätzungen zu erkennen, während die Themen europäische Weltexpansion, Weltmächte, Industrialisierung, Sozialismus noch auffallend ähnlich sind. Die Unsicherheit der historischen Gegenwartsbestimmung hat allerdings stark zugenommen, seitdem es die deutlichen kulturellen, wirtschaftlich-technischen und politisch-machtmäßigen Zielrichtungen des europäischen 19. Jahrhunderts nicht mehr gibt.

Die Beantwortung der Titelfrage ist also schwierig, unsicher und doch wünschenswert. Das Bedürfnis unserer Gegenwart,

sich über ihre eigene Situation klarzuwerden und dafür historische Deutungen zu bemühen, ist weit verbreitet. Im Osten ist es staatlich gefordert und beaufsichtigt, im Westen aber ebenso stark vorhanden. Seit langem bieten uns Philosophen und Soziologen entsprechende Versuche an, – um nur zwei Beispiele zu nennen: von Alexander Rüstows dreibändiger „Ortsbestimmung der Gegenwart“, die 1950/56 erschien, bis zu Carl Friedrich von Weizsäckers „Wahrnehmung der Neuzeit“ von 1983, worin er sich bemüht, „die Neuzeit sehen zu lernen, um womöglich besser in ihr handeln zu können“.⁷ Die von den Verlegern organisierten und immer wieder neu aufgelegten zahlreichen vielbändigen Weltgeschichten dienen ebenfalls diesem Bedürfnis. Aber viele Historiker geben nur zaghafte Antworten oder verweigern sich ganz.

Ich versuche, die Schwierigkeiten in drei Sätzen zusammenzufassen:

Man kann die Gegenwart nicht mit Sicherheit in einem bestimmten Stadium des weltgeschichtlichen Prozesses verorten. Man kann sie nicht mit Sicherheit mit anderen geschichtlichen Zeiten vergleichen. Und man kann sie nicht mit Sicherheit als einen völligen Neuanfang, etwas Niedagewesenes ansehen.

Alle drei Ansätze sind versucht und wieder aufgegeben worden und werden weiter diskutiert. Ich möchte darum auf sie einzeln eingehen. Anders kann man sich nicht darüber verständigen, was weltgeschichtliche Betrachtung sein und leisten kann.

Die Gegenwart in ein bestimmtes Stadium des weltgeschichtlichen Prozesses verorten – das setzt die Überzeugung von dem „einen“ weltgeschichtlichen Prozeß, seinem einlinigen Verlauf, seinem eindeutigen Richtungssinn und der Bestimmtheit seiner Stadien von Anfang bis Ende voraus.

Solche Sinnggebung der Universalgeschichte finden wir in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen christlichen Geschichtstheologie, wir finden sie in der Aufklärungszeit, als der Kollektivsingulär „die Geschichte“ (ohne Genitiv, nicht mehr die Geschichten von etwas) geläufig wurde, und zwar als Bezeichnung des einheitlichen zivilisatorischen Gesamtprozesses, dann, damit zusammenhängend, in den Fortschrittsideen des 19. Jahrhunderts, die gewissermaßen von Tempo, Richtung und Erfolg der europäischen Weltausbreitung mitgerissen wurden, schließlich noch heute in der offiziellen marxistisch-leninistischen Lehre.

Wissenschaftstheoretisch und ebenso in der empirischen Geschichtsforschung wird aber Weltgeschichte schon längst nicht mehr als Kontinuum, als einheitlicher Verlauf oder Prozeß von Anfang bis heute aufgefaßt. Popper beispielsweise hat dieser Auffassung jeden Sinn abgesprochen, und Marquard hat dafür plädiert, lieber von Multiversalgeschichte als von Universalgeschichte zu reden, um die glücklicherweise, humanerweise vorhandene Pluralität der geschichtlichen Entwicklungen, Bezugssysteme und Tempora zur Geltung zu bringen.⁸ Der deutsche Historismus hat sich geradezu traditionellerweise skeptisch gegenüber entsprechenden Geschichtsphilosophien und Evolutionstheorien verhalten. Auch diese werden zwar immer wieder weiterzuentwickeln versucht, aber wie man an den neuesten Entwürfen von Habermas und Günter Dux sehen kann, bezieht sich der einheitliche Richtungssinn nicht auf den gesamten weltgeschichtlichen Verlauf, sondern nur auf einen – allerdings sehr wichtigen – Teil: auf den Zivilisationsprozeß, der als entwicklungslogisch zu rekonstruierender Lernprozeß, als kumulativer Lernvorgang der Bewußtseinsstrukturen verstanden wird. Prozeßhaft ist aber eben nur dieser

Lernvorgang selber, nicht sein Wechselverhältnis zu anderen, oft gegenläufigen Entwicklungen, vor allem zur politisch-sozio-ökonomischen Herrschafts- und Ausbeutungsgeschichte: Alles zusammen aber bildet erst den – entsprechend unvorhersagbaren, nicht entwicklungslogischen – universalhistorischen Verlauf.

Eine wichtige Folgerung aus dieser unbestimmten Gestalt der Weltgeschichte ist, daß sie nicht etwa das Höhere, Zusammenfassende der einzelgeschichtlichen Entwicklungen bildet. Sie ist eine Spezialdisziplin wie Nationalgeschichte oder Regionalgeschichte oder jede andere Gattung. Sie ist nicht mehr, allerdings auch nicht weniger erforschenswert als diese. Daraus ergibt sich einiges für unsere praktische Fragestellung. Eine nationalgeschichtliche oder auf die Geschichte der Bundesrepublik bezogene Betrachtung zur Ortsbestimmung unserer Gegenwart beispielsweise steht gleichberechtigt neben einer weltgeschichtlichen. Ich gehe hier also schon deswegen nicht auf nationalgeschichtliche Betrachtung zur Erfassung der Gegenwart ein, weil sie nicht einfach unter Weltgeschichte zu subsumieren ist. Ich will aber nicht verschweigen, daß es mir Sorge bereitet, wenn die nationale Betrachtungsweise wieder so stark in den Vordergrund geschoben wird, wie es neuerdings in der Bundesrepublik geschieht. Das hängt mit regressiven Tendenzen zusammen, vor denen man nur warnen kann. Aber ebenso bedenklich war und ist es, wenn man vor der Auseinandersetzung mit nationalgeschichtlichen Problemen in die Universalgeschichte flieht, sei es, weil man dort die erbaulicheren Phänomene, etwa die abendländischen Kulturwerte findet, sei es, weil man die eigenen Schandtaten entschuldigend in größere Zusammenhänge, etwa in die Brutalität aller Mächte dieser Welt, einordnen kann. Vor dem Mißbrauch des Arguments

der „weltgeschichtlichen Notwendigkeit“ kann man also auch nicht genug warnen. Soviel zur Frage der ersten Unsicherheit, der über die einheitliche Weltgeschichte. Es sei noch einmal betont, daß damit natürlich nicht alle weltgeschichtliche Betrachtung in Frage gestellt wird, also keineswegs in Zweifel gezogen werden soll, daß es auf bestimmten Gebieten (z. B. der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung oder eben dem des Zivilisierungsprozesses) oder von einem bestimmten Zeitpunkt ab (etwa zunehmend seit Ende des 18. Jahrhunderts) einheitliche zusammenhängende weltgeschichtliche Entwicklungen gibt. Noch viel weniger soll damit gesagt werden, daß das Streben nach Fortschritt, nach einem guten oder jedenfalls besseren, friedlicheren Zustand der gesamten Menschheit sinnlos wäre. Aber Richtungssinn und Sinnggebung der Weltgeschichte ist etwas Verschiedenes. Hier gilt immer noch das Wort von Kant, daß keine Theorie uns berechtigt anzunehmen, „daß die Welt im ganzen immer zum Besseren fortschreite“: „aber wohl die reine praktische Vernunft“.⁹

Die zweite Feststellung lautete: Man kann die Gegenwart nicht mit Sicherheit mit anderen geschichtlichen Zeiten vergleichen.

Zur Verdeutlichung möchte ich hier die Beispielsgestalt eines geradezu mechanischen Vergleichers und Parallelisierers heranziehen: Oswald Spengler. Denn seine Lehre von den Hochkulturen galt einmal als große Überwindung der einlinigen und dabei irreführenderweise nur auf Europa bezogenen Weltgeschichte, und seine Lehre scheint, wenn man das aus der taschenbuchmäßigen Verbreitung des „Untergangs des Abendlandes“ entnehmen kann, immer noch zu wirken.

Spengler lehnte es als engstirnig ab, nur von einer einzigen Kultur, der europäischen, zu sprechen. Er sah vielmehr eine

ganze Anzahl, insgesamt acht Kulturen, die unabhängig voneinander zu verschiedenen Zeiten eigene Entwicklungen gehabt haben (bzw. haben oder haben werden), Entwicklungen aber, die in gleicher Dauer und nach gleichem morphologischen Schema verlaufen: Aufstieg, Abstieg der Kultur, Erstarrung in der Zivilisation. Die Kulturen sind also alle vergleichbar, die europäische ist keine besondere und verläuft gar nicht anders; sie ist darum in ihrem Verlauf sogar vorherbestimmbar.

Spengler glaubte damit eine sichere Ortsbestimmung seiner Gegenwart gefunden zu haben, an der ihm sehr viel lag; denn er litt an seiner Gegenwart, nicht erst 1919, als das Buch veröffentlicht wurde, sondern schon vor 1914. Er litt unter schierer Angst vor den Problemen der modernen Welt, vor der Bedrohung durch die Massen, durch die Technik, durch demokratische und sozialistische Bestrebungen, er verachtete Liberale und Kapitalisten und fürchtete Kulturverfall. Gegen all dies suchte er sich durch die Behauptung zu schützen, daß dies keine einmalige neue Katastrophe sei, sondern in der Weltgeschichte zyklisch wiederholt passiere (wie besonders der Untergang der griechischen Kultur zeige) und durch die Hoffnung, daß der starke Machtstaat Preußen-Deutschland die Rolle Roms übernehmen werde. Durch den Verlauf des Ersten Weltkrieges wurde ihm diese Hoffnung auf eine Vorherrschaft des deutschen Imperialismus zwar einigermaßen vernichtet, aber er rechnete auf weiteren Krieg, auf andere Kriegsentscheidungen und den neuen „Cäsarismus“ und suchte in diesem Sinne sich und Deutschland innerlich zu stabilisieren.

Wie man sieht, war Spenglers Lehre alles andere als eine gegenwartsferne universalhistorische Komparatistik. In einer Mischung von Selbstberuhigung und Selbst-

abhärtung nahm er hin, daß er in einer Untergangszeit lebte, hielt alles Gerede von weiterer Kultur und Humanisierung für ideologische Verschleierungen und trug gewissermaßen noch selber zum Kultur-Entzug bei, indem er die griechisch-römische Antike und das Christentum als zu anderen Kulturen gehörig von der europäischen abtrennte und Verbindungsmöglichkeiten zwischen verschiedenen Kulturen leugnete.

Die vergleichende Hochkulturenlehre hat sich zeitweise sehr verbreitet, so daß sie manchmal sogar mit Universalgeschichte identifiziert wurde. Vor allem Toynbee hat sie weiterentwickelt, allerdings in positiverer Zukunftsauffassung und unter fortschreitender Abschwächung der Vergleichsmöglichkeiten, so faszinierend sie auch für ihn am Anfang waren. Heute hat man längst erkannt, daß man die Vielfältigkeit der vergangenen und gegenwärtigen Welt nicht nur nach diesen Strukturvorstellungen ordnen kann; daß es kulturenübergreifende geistige, wirtschaftlich-technische und soziale Entwicklungen gibt, die gerade für unsere Gegenwart charakteristisch sind. Strukturvergleiche sind auf den verschiedensten Gebieten und in unterschiedlichem Abstraktionsgrad immer möglich, und ein Großteil der universalgeschichtlichen Forschung besteht in ihnen, aber es gibt keinen verbindlichen Maßstab für eine sichere Parallelisierung, am wenigsten für unsere Gegenwart oder gar die Zukunftsentwicklung.

Die dritte Feststellung lautete, daß wir aber auch nicht der Unvergleichlichkeit unserer Zeit sicher sein können. Wir können sie nicht mit Sicherheit als etwas Niedagewesenes, als einen völligen Neuanfang ansehen.

Auch diesen Versuch möchte ich mit einem Beispiel verdeutlichen, das gar nicht so weit entfernt von Spengler liegt. Es ist die Gegenwartsdeutung von Ernst Jünger,

vor allem in seinem „Arbeiter“, der zwar schon bei seinem ersten Erscheinen, 1932, kaum gewirkt hat, aber von seinem Verfasser bis heute verteidigt wird und 1983 sogar in „Cottas Bibliothek der Moderne“ neu ediert wurde, als ob er uns immer noch oder gar wieder etwas zu sagen hätte.

Jünger versuchte, das Neue seiner Zeit, die Ankündigung der zukünftigen Entwicklung, aus Erlebnissen und sichtbaren, alltäglichen Zeichen seiner Umwelt zu deuten: aus der Technisierung der Städte, wie sie in den 20er Jahren zu sehen war, der Bedeutung des Sports, des Films, des Aufmarschs von paramilitärischen Verbänden, vor allem aber aus dem Erlebnis des Ersten Weltkrieges. Dies war das für den knapp Zwanzigjährigen überwältigende Erlebnis des Handelns und Leidens in der kriegstechnisch regierten Zone der Todesgefahr. Die Haltung des „heroischen Realismus“, die er hier lernte, übertrug er in die folgende Friedenszeit und in seine Zukunftsanschauungen und wurde damit ein geistiges Vorbild für seine eigene junge Frontkämpfer- und Freikorps-Generation. Die bürgerliche Weimarer Republik wurde verachtet, Spengler rezipiert, mit weiteren Kriegen gerechnet, und, da Deutschland den ersten verloren hatte, nach einem anderen, tieferen Sinn dieses Krieges gesucht. Anders als bei Spengler wird der Krieg selber und die in ihm zutagegetretene Macht der modernen Technik zur Erfahrungsgrundlage für die Weltansicht.

So konstruierte er also den „Arbeiter“ als Menschentyp der Gegenwart und Zukunft, den Gegner des bisher herrschenden Bürgers, wie er schon in der damaligen Sowjetunion an der Herrschaft zu sehen war. Sein Staat ist totalitär, die Organisation des Volkes ist von militärischer Disziplin. Außerdem spielt die Perfektion der Technik eine entscheidende Rolle. Der

Arbeiter errichtet als sog. „Arbeitsdemokratie“ eine technisch hochgerüstete, militärische Nationaldiktatur. Kein Wunder, daß dies manche als „abgewandelten Bolschewismus“ ansahen. Auch die Parallelen zum Nationalsozialismus waren deutlich, der drei Monate nach Erscheinen des Buches an die Macht kam.

Man könnte die Klarsicht in dieser Ortsbestimmung der damaligen Gegenwart bewundern, wenn sie als warnende oder wenigstens unvoreingenommen registrierende Darstellung der Gefahren dieser Gegenwart ausgesprochen worden wäre. Aber sie war gemeint als Aufruf zur Anpassung an diese neue Zeit, zur Einübung in sie, um Deutschland und der eigenen Kriegsgeneration mit ihrem heroischen Realismus eine führende Rolle in ihr zu verschaffen. Davon ist das ganze Zeitbild geprägt. Das unvergleichlich Neue der Gegenwart wurde propagiert, um das sog. bürgerliche 19. Jahrhundert abzuschaffen.

Als die Nationalsozialisten dann, wie Jünger es sah, nur eine mißlungene Karikatur dieser Herrschaftsform zustandegebracht hatten, nahm er eine ambivalente Haltung zum „Arbeiter“ ein. Innerlich war er ohnehin viel zu sehr kulturbedürftiger Bürger und romantischer Technikfeind geblieben, als daß ihn nicht die Konzeption des Arbeiters geschmerzt hätte. Nach 1945 konstruierte er immerhin andere Gestalten neben ihm, nämlich den ebenfalls aus dem Kriegserlebnis entwickelten, humaner wirkenden „Unbekannten Soldaten“ auf der „Schattenseite der Aktionen“, der die Lasten der Umbruchszeit trägt und einigend zwischen den Völkern wirkt; außerdem den „Waldgänger“, der sich dem „großen Prozeß“ entzieht und als je einzelner Widerstand leistet (später nennt er ihn den „Anarchen“).¹⁰ Aber den Schritt ins völlig Neue, „über die Linie“, aus der Geschichte heraus, durch die

„Zeitmauer“ hindurch ins total Andersartige sieht er immer noch, oder vielmehr erwartet er ihn immer noch, nun schon über 50 Jahre. Und an der Gestalt des Arbeiters hält er bei aller Ambivalenz, und trotz geringer Resonanz, fest, bis in seine letzten Tagebuchnotizen, wobei er ihn zu einem Titanen gleich Antaios oder Prometheus mythologisiert. Er hält daran fest, vermeidet aber möglichst, direkt auf Realisierungen hinzuweisen; nur, daß die Herrschaft des Arbeiters im heutigen Rußland und in der DDR schon deutlicher verwirklicht sei als im Westen, läßt er manchmal durchblicken.¹¹

Unsere Gegenwart ist tatsächlich in vielen Erscheinungen neu und unvergleichbar, wohl in mehr Erscheinungen, in stärkerem Grade, als sich frühere historische Epochen voneinander unterschieden haben. Diese Veränderungen wahrzunehmen (um „womöglich besser handeln zu können“), ist sehr wichtig. Fragwürdig oder sogar gefährlich irreführend ist nur – und deshalb habe ich das Beispiel gebracht –, sie zu verabsolutieren, sich den neuen Erscheinungen der Gegenwart bejahend und anpassend anzuliefern, als seien sie das neue geltende Gesetz, sie damit also als günstige Gelegenheit auszunutzen, um die ganze Vergangenheit ungesondert über Bord zu werfen und sich damit von ihrer Last zu befreien. Besonders bedenklich ist es, Katastrophen wie den Ersten Weltkrieg affirmativ zum Gesetz der neuen Zeit umzudeuten, anstatt, wie es nur menschlich-natürlich ist, Gegenkräfte gegen etwas so Neues, aber eben Katastrophales zu aktivieren, also etwa Ursachenforschung gegen den Wiederholungsfall zu treiben oder die friedliche Konfliktregelung angesichts der neuen Weltlage zu fördern. Insofern ist derjenige, der Gegenwart möglichst vergangenheitsfrei anerkennen möchte, eigentlich Sklave einer mythologisch überhöhten Geschichtsvor-

stellung, der Vorstellung einer sich in Totalumbrüchen vollziehenden Folge von großen Geschichtszeitaltern.

III

Wenn wir nun also festgestellt haben, daß Ortsbestimmung der Gegenwart weder durch Einordnung in einen weltgeschichtlichen Prozeß, noch durch Vergleichbarkeit mit anderen historischen Zeiten, noch durch Herausarbeitung ihrer völligen Neuartigkeit mit genügender Sicherheit möglich ist – d. h. auch so möglich ist, daß sie uns weiterhilft –: Was kann dann die weltgeschichtliche Betrachtung dafür leisten?

Das eigentliche Problem – das haben die Beispiele aus dem 19. und dem 20. Jahrhundert bei aller Verschiedenheit gezeigt – ist wohl darin zu sehen, daß weltgeschichtliche Betrachtung, ja Weltgeschichte selber keine unabhängige Tätigkeit, keine feste Größe für sich ist, sondern von der jeweiligen Gegenwart abhängt, von ihr ausgeht. Wir haben heute immerhin eine konkretere Vorstellung von Weltgeschichte als frühere Zeiten. Für uns ist sie nicht mehr nur theoretische Zusammenfassung von getrennten Einzelentwicklungen der Menschheit, auch nicht mehr nur ideologischer Herrschaftsanspruch oder tatsächliche Weltherrschaft eines einzelnen Kulturkreises, sondern realer Weltzusammenhang, besonders auf politischer und wirtschaftlicher Ebene, ohne eindeutige Hegemonie einer einzelnen Macht. Diese verflochtene Welt, so hat man mit Recht gesagt, „kann nicht umhin, die Vergangenheit der gesamten Welt als ihre eigene Vergangenheit zu begreifen“.¹² Und in dieser Situation „kann die Universalgeschichtsschreibung nicht länger philosophischen Außenseitern überlassen werden; sie wird zu einer unabweisbaren Forderung an die Historiker

selbst.“¹³ Die Vorstellung von Weltgeschichte ist also konkreter als früher, aber sie ist eine Vorstellung, und sie geht von der Gegenwart aus. Wie soll diese Vorstellung nun wieder helfen können, die Gegenwart zu begreifen?

Die kürzeste Antwort wäre: auf dem Umweg über Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Das soll heißen: Weltgeschichte von der Gegenwart her gesehen ist nur der Ausgangspunkt, die Forderung. Zunächst ist sie in der Vermittlung durch die Tradition, in der Gestaltung und Bewertung durch frühere Auffassungen da. Ihre Umschreibung, ihre Neudeutung und Neubewertung von der Gegenwart aus ist eine langwierige, immer im Fluß befindliche Arbeit. Was hierbei geschieht, will ich versuchen, an einigen Beispielen klarzumachen, wobei ich auf Themen zurückgreifen kann, die in den Erklärungsversuchen des 19. Jahrhunderts schon eine Rolle gespielt haben.

Ich greife zunächst und vor allem Beispiele aus der europäischen Expansionsgeschichte heraus. Seit der Dekolonisation asiatischer und afrikanischer Völker, also vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg, ist die frühere positive Auffassung von der seit dem Entdeckungszeitalter unaufhaltenden und notwendigen Ausbreitung der „höheren“ europäischen Zivilisation in Mißkredit geraten. Heute sieht man das Gesamtphänomen nicht mehr nur von dem entdeckenden und expandierenden Europa her, sondern als – sehr problematische – Völkerbegegnung. Die Europäer sind wegen ihrer Aktionen von besonderer Bedeutung, aber in der Begegnung geht es auch um Handeln und Leiden der anderen. Die Verbindung und Verflechtung der gesamten Menschheit beginnt am Ende des 15. Jahrhunderts. Seither gibt es im Ansatz zusammenhängende, räumlich vollständige Weltgeschichte. Die Welt und ihre Bevölkerung beginnt sich damals

unter dieser Einwirkung zu verändern, schon vor der Industrialisierung, vor allem in Amerika; noch stärker und umfassender nach ihr. Das ist eine kaum einfach als „notwendig“ zu bezeichnende, aber jedenfalls technisch-industriell fortschrittliche, kulturell vereinheitlichende und damit vereinseitigende Weiterentwicklung der Menschheit. Wir nennen sie „Europäisierung“ oder „Modernisierung“. Dieser Prozeß war aber nicht langsam und stetig fortschreitend wie eine umsichtig geplante, Schritt für Schritt vorgehende Kolonisation, sondern ein Gewirr von verschiedenartigen, häufig, besonders anfangs, katastrophal wirkenden Expansionsformen und damit von Veränderungen, die bis heute die entsprechenden Gebiete und Bevölkerungen prägen. Da somit noch heute weite Gebiete der Erde in verschiedenem Grade unter Bevölkerungsverreibungen und -zerstörungen, unter Einwanderungen und Zwangseinwanderungen aus den Jahrhunderten der Frühen Neuzeit leiden, kann man diese Erscheinungen nicht einfach als bedauerliche einzelne Fehlentwicklungen eines ansonsten positiven Gesamtprozesses abtun. Es ist insgesamt eine zerstörerische Menschheitsverbindung.

Vieles an dieser inzwischen verbreiteten Neubewertung ist aber auch noch zu europazentrisch. Der Beginn der Entdeckungsfahrten beispielsweise beruhte so wenig auf einer kulturellen oder technologischen Überlegenheit Europas, daß er sehr schwer zu erklären ist. Von Modernisierung oder Industrialisierung kann man in Europa des 15./16. Jahrhunderts noch nicht reden. Zwischen den atlantischen und den entwickelteren asiatischen Völkern bestand kaum eine „technologische Lücke“. Als die Portugiesen mit seeräuberartigen Gewaltmaßnahmen in den Indischen Ozean und den dortigen arabischen Handelsverkehr einbrachen und ihn

unter ihre Kontrolle brachten, geschah das nicht mit besseren Schiffen oder besseren nautischen Instrumenten. Die einzige „technologische Lücke“ bestand darin, daß sie Schiffsartillerie besaßen. Die arabischen und indischen Schiffe waren in der Regel unbewaffnet, obwohl die Muslime die Artillerie kannten und mit ihrer Hilfe etwa gleichzeitig drei Großreiche errichteten: das Osmanenreich, das persische Safawidenreich und das indische Moghulreich. Anders war es in der Neuen Welt, in Amerika, obwohl auch hier gesagt werden muß, daß die Überlegenheit der europäischen Eindringlinge kaum „modern“ und kaum spezifisch europäisch war. Die Azteken sind vielleicht weniger durch den Knall der Kanonen und Musketen als durch Pferde und Bluthunde in Furcht und Schrecken versetzt worden. Die ganze Unterwerfung und Kolonialisierung Amerikas – so muß man es eigentlich sehen – beruht auf längerfristiger, gesamt-eurasiatischer soziokultureller Überlegenheit.

Man geht auch wohl immer noch von einem zu einheitlichen Gesamtbild der europäischen Expansion aus, das dann einerseits durch die heroisch-barbarischen Entdeckungen und Eroberungen am Anfang, andererseits durch den späteren Imperialismus verfälscht erscheint. Nach neueren Untersuchungen scheinen die europäisch-asiatischen Beziehungen im 17./18. Jahrhundert mehr den heutigen als denen des 19. Jahrhunderts zu gleichen. Die Europäer bauten hier Handelssysteme, noch keine Kolonialreiche auf. Sie lebten enger in der jeweiligen asiatischen Gesellschaft als während des 19. Jahrhunderts. Sie waren Kaufleute, Mitglieder von Handelsgesellschaften, die wohl an ihre zivilisatorische und religiöse Überlegenheit glauben mochten wie ihre asiatischen Kontrahenten an die ihre, die sich aber politisch-diplomatisch einordnen mußten

und nicht davon ausgehen konnten, daß Asien arm und unterentwickelt, Europa reich und wirtschaftlich überlegen wäre. Diese, wie man gesagt hat, „faktische Gleichrangigkeit der Kulturen“ änderte sich erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts. Es gab also Ansätze zu positiverer Völkerbegegnung, die erst im Imperialismus des 19. Jahrhunderts mit seinem sozialdarwinistischen Denken wieder untergingen.¹⁴

Solche weltgeschichtlichen Betrachtungen können natürlich nicht ungeschehen machen, was an Völkern und Kulturen vernichtet worden ist, besonders radikal in Amerika in der Frühen Neuzeit. Aber wir können die Ideen, die geistigen Voraussetzungen erkennen, unter denen es geschehen ist, wir können sie kritisieren und für uns und den weiteren Weg der Menschheit ändern. Das gilt etwa für die genauere Erkenntnis, wieviel Imperialismus noch heute in den Beziehungen des Westens zur Dritten Welt besteht, eine Fragestellung, die zunächst durch die entsprechenden marxistischen Vorwürfe mehr gehemmt als gefördert worden ist, jetzt aber erfreulicherweise zunehmend ernstgenommen und verfolgt wird.¹⁵ Es gilt auch für das immer genauere, differenziertere Verständnis der kulturellen und sozialen Strukturen anderer Völker. Wie sehr man etwa schwarzafrikanische Sozialverhältnisse im 19. Jahrhundert (und länger) durch das zu pauschale Vorurteil ihrer Stammesbezogenheit, ihres „tribal system“ mißverstanden hat, sogar einseitig festgelegt und zurückgebildet hat, beginnt man erst jetzt zu erkennen.¹⁶ Sehr kennzeichnend ist auch, daß man sich erst jetzt dafür zu interessieren beginnt, wie eigentlich die Europäer von Außereuropäern gesehen und verstanden worden sind. Der englische Islamist Bernard Lewis hat erstmals ein Buch über die „muslimische Entdeckung Europas“ geschrieben, darüber,

wie der Islam früher und jetzt die europäische Geschichte auffaßt.¹⁷

Diese Bemühungen sind wichtige Beiträge für eine neue Form universalgeschichtlicher Betrachtung, auf die Jürgen Osterhammel hingewiesen hat: „Gemeint ist eine Art von Rekonstruktion der außerokzidentalen historischen Erfahrung, die nicht aus einer Haltung westlicher Überlegenheit heraus den Anspruch erhebt, den Orient besser zu verstehen als er sich selber versteht.“ Man unternimmt damit, „im außereuropäischen Bereich verschüttete historische Alternativen aufzuspüren; Europa mit seinen Erfolgen und Fehlschlägen aus der Sicht des überwiegenden Teils der Menschheit zu betrachten und die neuere Geschichte Asiens und Afrikas nicht ausschließlich als die einer Reaktion auf den sich imperialistisch ausbreitenden Westen zu schreiben.“¹⁸ Dies wäre eine weitere, fruchtbarere Stufe kultureller Begegnung, eine neue, vielversprechende mentalitätsgeschichtliche Aufgabe jenseits einer europazentrischen Betrachtungsweise und doch eine gerade mit den Mitteln des europäischen Historismus zustandezubringende Erkenntnisleistung, die der Gegenwart dienen könnte.

Alle diese Bemühungen sind aber auch von großer Bedeutung angesichts der Krise der westlichen Kultur. Diese Krise ist bekanntlich nicht nur dadurch gekennzeichnet, daß außereuropäische Kulturen, wie vor allem der Islam, nach langer Überwältigung und Veränderung durch den Westen nun wieder ihre eigene Kulturtradition und deren Werte hervorkehren, teilweise reaktionär und fanatisch, aber auch in anderen Formen, sondern daß viele im Westen selber an einen Sinn der eigenen industriellen und technologischen, der zivilisatorischen und kulturellen Entwicklung nicht mehr glauben und sich davon abkehren. Wenn der hohe Stand von Wirtschaft und Industrie zu ei-

genem Konsumüberfluß führt, nicht aber zu sichtlicher Verbesserung der Lebensbedingungen in der Dritten Welt, wenn er galoppierende Umweltschädigung verursacht und nicht vor Arbeitslosigkeit und empfindlicher Einschränkung der Berufsaussichten schützt, dann kann man sich über eine solche Abkehr nicht wundern. Wenn obendrein Politik und technologischer Fortschritt so sichtbar in Konfrontation und Aufrüstung, also in zunehmende Kriegsgefahr führen, kann die Absurdität allen westlichen Fortschritts nur noch augenscheinlicher werden.

Der zeitkritische Philosoph Georg Picht hat besonders eindringlich darauf hingewiesen, daß riesige evolutive Sequenzen sich schließlich als eine verfehlte Strategie herausstellen können, in der Natur wie auch in der Geschichte. „Dann geht eine ganze Gattung zugrunde, obwohl sie durch Jahrtausende hindurch erfolgreich war... Es ist heute eine offene Frage, ob der berühmte Siegeszug von Wissenschaft und Technik nicht vielleicht eine solche falsche Strategie war, die dazu führt, daß der Angreifer schließlich an seinen eigenen Erfolgen zugrundegeht.“¹⁹ Das muß bedacht werden, um Gegenkräfte zu aktivieren. Picht nennt ein einzelnes Beispiel dafür, wie westlicher Fortschritt in eine gefährliche Sackgasse der Weltentwicklung geführt hat: „Durch die Charta der Vereinten Nationen wurde dem ganzen Erdball ein politisches Organisationsmodell oktroyiert, das sich im 17. bis 19. Jahrhundert, unter spezifischen historischen Bedingungen, in Westeuropa herausgebildet hatte: der souveräne Nationalstaat. Die inneren Widersprüche dieses Modells haben zwei Weltkriege ausgelöst. Man sollte meinen, es wäre kompromittiert, zumal es mit den ökonomischen und gesellschaftlichen Realitäten unserer heutigen Welt unvereinbar ist. Aber es war, wenn ich eine komplexe Entwicklung auf

eine viel zu einfache Formel bringen darf, das Produkt zugleich und das Symbol jener bürgerlichen Emanzipationsbewegung, der wir die Idee des Fortschritts verdanken. Es wird geprägt durch eine vermeintlich autonome Rationalität. Deshalb galt der nationale Staat den neuen Nationen als Bürgerschaft ihrer Unabhängigkeit... Die neuen Nationen wollten sich ‚entwickeln‘, indem sie sich durch Staatsbildung in die Lage versetzten, das Fortschrittsmonopol der Industriegesellschaften zu brechen. Das hat in der Dritten Welt einen Rüstungswettlauf ausgelöst, der die ökonomischen Ressourcen der armen Länder verzehrt. Eine nicht abreißende Kette von Kriegen und neue Formen der Abhängigkeit von den jeweiligen Waffenlieferanten waren die Folge.“ Picht nennt das ein Erbstück Europas, das besonders drastisch illustrierte, „was man die Rückständigkeit des Fortschritts nennen könnte.“²⁰ Er betont an anderer Stelle mit Recht: „Nur mit Hilfe historischer Analyse können wir jene undurchsichtigen Komplexe von Vorurteilen auflösen, die in die Fundamente der souveränen Nationalstaaten eingemauert sind. Solange uns das nicht gelingt, hat eine rationale Planung von regionaler oder gar globaler Reichweite keine politischen Chancen.“ In diesem Zusammenhang steht auch seine Feststellung: „Daran, daß eine totale Abrüstung heute politisch nicht einmal diskutiert werden kann, erkennen wir die ungeheure Macht archaischer Denkweisen aus längst versunkenen Geschichtsepochen mitten in unserer Gegenwart.“²¹ Hieran ist vielleicht besonders deutlich zu sehen, was eine traditionskritische, weltgeschichtliche Betrachtung leisten kann. Sie kann aufdecken, wieweit Probleme der Gegenwart von gefährlich veralteten Denkweisen abhängig sind. Sie könnte also zur Veränderung der Denkweisen beitragen. Wie wichtig dies ist, hat schon Al-

bert Einstein formuliert: „Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweisen. Auf diese Weise gleiten wir einer Katastrophe ohnegleichen entgegen. Wir brauchen eine wesentliche neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll.“²²

Genug der Beispiele. Sie haben hoffentlich gezeigt, daß eine von der gegenwärtigen Situation ausgehende, von ihr her umgeschriebene weltgeschichtliche Betrachtung keineswegs zu einer reinen Bestätigung, zu einer zusätzlichen, also unnötigen Rechtfertigung dieser Gegenwart führt, sondern zur Erkenntnis ihrer Defizite, ihrer gefährlichen, aber auch ihrer günstigen Traditionsbestände. Indem man an einem neuen Verständnis von Weltgeschichte arbeitet, kann man also die Gegenwart bereichern. Man kann nicht genau sagen, „wo wir stehen“. Insofern ist der Begriff „Ortsbestimmung“ vielleicht irreführend. Aber man kann zeigen, was uns fehlt, was uns hemmt, was unsere Aufgabe ist. Um auch hier noch einmal Picht zu zitieren: „Unsere Fähigkeit, Zukunft zu antizipieren und zu gestalten, steht in einer genauen Relation zu unserer Fähigkeit, Vergangenheit zu erinnern und neu zu verstehen.“²³

Zum Schluß möchte ich noch einmal zu einem großen Historiker des 19. Jahrhunderts zurücklenken, vielleicht dem immer noch lebendigsten, lesenswertesten: Jacob Burckhardt. Ich möchte darauf hinweisen, daß die zuletzt beschriebene Funktion der Geschichtswissenschaft nicht ganz, aber weitgehend dem entspricht, was er lehrte. Deshalb habe ich auch den Begriff „weltgeschichtliche Betrachtung“ verwendet, also den Begriff, mit dem sein verbreitetstes Werk – wenn auch nicht von ihm selber – betitelt worden ist. Wir haben mehr vom Neuerstehen der Vergangenheit und von gefährlichen Traditionsbeständen gesprochen. Bei Burckhardt kann

man darüber auch, aber noch mehr über die guten Traditionsbestände lernen und Allgemeineres über die Notwendigkeit, Vergangenheit überhaupt zu erinnern und zu erhalten. Über Fortschrittsideologien, mit denen seine Zeitgenossen hochmütig auf die Vergangenheit herabblickten, spottete er genauso wie über die machtorientierte politische Geschichtsschreibung, die jeweils nach den neuesten Siegen und Erfolgen die ganze Vorgeschichte revidierte. Wenn Burckhardt demgegenüber für kulturgeschichtliche Kontinuität eintrat, so deshalb, weil sie ihm nicht von vornherein gegeben zu sein schien, sondern immer wieder durch intensive Beschäftigung, durch lebendiges Gespräch mit der Vergangenheit erzeugt werden mußte.

Diese verlierbare Kontinuität erschien ihm erhaltenswert, weil sonst Materialismus, der große Gewaltstaat mit Bürokratie und Militär oder Gesellschaftskrisen überhandnahmen, – die drei Dinge, die Michelet um die gleiche Zeit Industrialismus, Militarismus und Sozialismus genannt hatte. Darum brachte Burckhardt seinen Zeitgenossen das alte Griechenland, das Mittelalter und die Renaissance nahe – nicht nur durch Anleitung zum Genuß der Kunst, der kulturellen Meisterwerke dieser Zeiten, sondern darüber hinaus durch Vergegenwärtigung ihrer Denkweisen und Anschauungen und durch Erkenntnis des immer problematischen, günstigen oder gefährlichen Zusammenwirkens von Religion, Staat und Kultur –: weltgeschichtliche Betrachtung als lebensnotwendige Bereicherung der eigenen Gegenwart. Je nach Kräften müssen wir das auch heute versuchen.

Anmerkungen

¹ Leopold von Ranke, Sämtliche Werke, Bd. 43/44, Leipzig 1879, S. 518 f.

- ² Die letzten Unruhen in Bosnien 1820–32. In: *Ranke Historisch-politischer Zeitschrift* Bd. II, 1834, S. 297 f.
- ³ Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, München 1976, S. 479.
- ⁴ Adolphe Thiers, *Geschichte des Konsulats und des Kaisertums*, Bd. 4, Leipzig 1845, S. 125 u. 127.
- ⁵ Ranke, *Ansprache am 90. Geburtstag* (Dez. 1885), *Sämtliche Werke* Bd. 51/52, Leipzig 1888, S. 597 f.
- ⁶ Jules Michelet, *Histoire du XIX^e siècle*, Bd. 1, 1872, S. IX, Übersetzung nach: Roland Barthes, Michelet, Frankfurt 1984, S. 102 f.
- ⁷ Carl Friedrich von Weizsäcker, *Wahrnehmung der Neuzeit*, München 1983, S. 7.
- ⁸ Karl Popper, *Hat die Weltgeschichte einen Sinn?* In: Hans Michael Baumgartner u. Jörn Rüsen (Hg.), *Seminar: Geschichte und Theorie*, Frankfurt 1976. Odo Marquard, *Universalgeschichte und Multiversalgeschichte*. In: *Saeculum* 33/2, 1982.
- ⁹ Immanuel Kant, *Welches sind die wirklichen Fortschritte der Metaphysik*, *Werke* (Akademieausgabe) Bd. 20, S. 307. Ausführlicher gehe ich auf die in den letzten Absätzen angeschnittenen Probleme in den folgenden drei Abhandlungen ein: *Universalgeschichtsschreibung im 20. Jahrhundert*, in meinem Buch *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch*, Göttingen 1979. *Historismus und Teleologie*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, 5. Jg., 1982. *Das alte und neue Problem der Weltgeschichte als Kulturgeschichte*. In: *Saeculum* 33, 1982.
- ¹⁰ Ernst Jünger, *Der Waldgang*, Frankfurt 1952, S. 41. „Anarch“ in *Eumeswil*, Stuttgart 1977, S. 44 ff.
- ¹¹ Solche Briefe sind abgedruckt im Anhang der Neuausgabe des „Arbeiters“ in den *Sämtlichen Werken* Bd. 8, S. 389 ff.
- ¹² Franz Georg Maier, *Das Problem der Universalität*. In: Gerhard Schulz (Hg.), *Geschichte heute*, Göttingen 1973, S. 85.
- ¹³ Wolfgang J. Mommsen, *Universalgeschichte*. In: Waldemar Besson (Hg.), *Geschichte*, Frankfurt 1961, S. 322.
- ¹⁴ Vgl. Holden Furber, *Rival Empires of Trade in the Orient 1600–1800*, Minneapolis-London 1976. Wolfgang Reinhard, *Gelenkter Kulturwandel im 17. Jahrhundert*. In: *Historische Zeitschrift* 223, 1976. Ausführlicher darüber auch meine Aufsätze: *Die vorindustrielle Epoche der europäischen Expansion*. In: *Historia integra*, Festschrift für Erich Hassinger, Berlin 1977. *Der Ausgriff Europas nach Übersee, eine universalhistorische Skizze des Kolonialzeitalters*. In: *Saeculum* 35/1, 1984.

- ¹⁵ Wolfgang J. Mommsen, Das Ende des Imperialismus und die stetige Wiederkehr imperialistischer Herrschaft. In: Merkur, 37. Jg., Dez. 1983.
- ¹⁶ Terence Ranger, Kolonialismus in Ost- und Zentralafrika. Von der traditionellen zur traditionellen Gesellschaft – Einsprüche und Widersprüche. In: Jan-Heeren Grevemeyer (Hg.), Traditionale Gesellschaften und europäischer Kolonialismus, Frankfurt 1981.
- ¹⁷ Bernard Lewis, Die Welt der Ungläubigen. Wie der Islam Europa entdeckte. Frankfurt/Berlin/Wien 1983.
- ¹⁸ Jürgen Osterhammel, Modernisierungstheorie und die Transformation Chinas 1800–1949. In: Saeculum 35/1, 1984, S. 43 f.
- ¹⁹ Georg Picht, Hier und Jetzt: Philosophieren nach Auschwitz und Hiroshima, Bd. I, Stuttgart 1980, S. 381.
- ²⁰ Ebenda, S. 386 f.
- ²¹ Ebenda, Bd. II, 1981, S. 152.
- ²² Zitiert ebenda, Bd. II, S. 176.
- ²³ Ebenda, Bd. II, S. 150.

Ihr erster Zug – der Weg zu uns



Wir zeigen Ihnen, wie Sie Zug um Zug ein Geldvermögen aufbauen können, indem Sie automatisch sparen und die hohen Zinsen attraktiver Anlageformen nutzen. Kommen Sie zu uns, und die Partie ist gewonnen.



Volksbank Gießen eG